

Literatur des Auslandes.

N^o 59.

Berlin, Freitag den 17. Mai

1833.

Portugal.

Zur Geschichte der Portugiesischen Literatur.

I. Dichtkunst.*)

Wer das Portugiesische als einen verdorbenen Dialekt des Spanischen betrachtet, ist im Irrthum. Es sind zwei gleich reiche und schöne Idiome, wie die beiden Zweige des Griechischen: das Attische und Ionische. Die Portugiesischen Literaten rühmen sich, daß ihre Sprache die erstgeborene Tochter der Lateinischen sep. Diese Tochter Roms wurde eine Sklavin der Gothen und Mauren; indeß ist doch die Lateinische Mutter in Portugal vorherrschender, als in irgend einem anderen Lande der Welt. Die Portugiesische Sprache hat eben so viel vom Arabischen, wie die Spanische, aber sie wußte sich von den Rehlauten frei zu erhalten. Es wäre interessant, zu untersuchen, auf welche Weise diese Laute sich in die Aussprache des Spanischen eingeschlichen haben. Im ersten Jahrhundert der Kastilischen Literatur existirten sie bestimmt noch nicht. Die längere und genauere Verbindung der Kastilianer mit den Arabern und Mauren giebt noch keine hinlängliche Erklärung; denn wenn auch die Portugiesen weit früher als die Spanier ihr Land von diesen Eroberern befreiten, so blieb dagegen ihr Verkehr mit denselben in Afrika und dem Orient sehr ausgedehnt, und doch wußten sie ihren Wortschatz zu vermehren, ohne dem Wohlklang ihrer Sprache zu schaden.

In Portugal, wie überall, war die Poesie früher da, als die Prosa. Die ersten bekannten Portugiesischen Dichter sind diejenigen, welche das Cancioneiro von Resende enthält, eine reiche Sammlung, die größtentheils aus den Dichtern der Regierungszeit Alphons' V. und seines Sohnes besteht, welche aber auch einige ältere Dichtungen vom König Dom Pedro enthält, den seine unglückliche Liebe zu Ines de Castro berühmt gemacht hat. Man hat eine sonderbare Anekdote in Bezug auf diese Sammlung. Der erste Traktat, den der König von Pegu mit einem Europäischen Volke schloß, wurde auf das Cancioneiro, statt auf die Bibel oder das Breviarium, beschworen. Das Breviarium am Bord des Schiffes war alt und schwach. Der Gesandte besaß zufällig ein Exemplar des damals kürzlich erschienenen Cancioneiro, und da dieses Buch gut gebunden und von stattlichem Format war, so ließ er es sich von dem Kaplan mit aller religiösen Formalität reichen, damit die Heiden von der Ehrfurcht der Christen für ihr Religionsbuch keine schlechte Idee bekämen. Als der oberste Kaulin oder Kaban mit lauter Stimme eine Stelle aus seinem Religionsbuch vorgelesen hatte, that der Gesandte, Johann Correa, dasselbe. Er schlug das Cancioneiro auf und traf gerade auf eine Umschreibung des Salomonischen Textes: „Eitelkeit der Eitelkeiten; Alles ist eitel.“ Dieser Zufall machte einen religiösen Eindruck auf die Gemüther, und Joh. Correa versicherte bei seiner Rückkunft nach Lissabon, daß er eben so andächtig geschworen hätte und seinen Eid für eben so heilig hielt, als wenn er ihn auf das Evangelium geleistet hätte. Dieses Buch ist eines der seltensten in der Portugiesischen Literatur. Mehrere Stellen sind von der Inquisition sorgfältig gestrichen worden. Allein zum Glück war die Dinte der Inquisition nicht so dauerhaft, als die Buchdruckerschwärze, und lecherischen Augen gelingt es oft, die verbotenen Verse wieder herzustellen. Einige von diesen Stellen zeugen nur von der Nothwendigkeit des Zeitalters; andere sind Proben einer mehr charakteristischen und merkwürdigen profanen Poesie, die aber gewiß nicht von Mangel an Frömmigkeit herrührte. So z. B. ein Gedicht, an die Königin Isabella von Kastilien gerichtet, in welchem der sinnreiche Dichter sagt, daß, wenn sie zur Zeit der Jungfrau Maria gelebt hätte, Christus sie vorzugsweise zu seiner Mutter gewählt haben würde. Diese Sammlung enthält kein erzählendes Gedicht; es sind bloß satirische Verse, gereimte Komplimente, verliebte oder elegische Gedichte u. dgl.

Die Volks-Romanzen der Portugiesen sind verloren gegangen. Brito hatte um die Mitte des 16ten Jahrhunderts eine reiche Sammlung derselben gesehen, welche dem Marquis von Marialva gehörte; allein sie gerieth in schlechte Hände, und es sind nichts als einige unvollständige Fragmente davon übrig geblieben. Spanien ist reich an Dichtungen dieser Art, die größtentheils auf die Kriege mit den Mauren im 16ten und 17ten Jahrhundert Bezug haben. Um diese Zeit waren die Portugiesen schon so lange von den Söhnen Mohamed's befreit, daß das Volk sich um die Traditionen ihrer

*) Vergl. mit diesem Artikel den in Nr. 142 des Magazins vom 3. 1832 befindlichen über die Portugiesischen Dichter.

Eroberung eben so wenig kümmerte, als die Engländer um die der Pitten, oder die Franzosen um die der Franken. Die Helden, welche die Portugiesischen Volksdichter lieber besungen hätten, waren diejenigen, welche sich kürzlich gegen die Spanier ausgezeichnet hatten; allein dies war ein verbotenes Thema in einem Lande, welches damals unter dem Spanischen Joche seufzte. Der Alerus hatte ebenfalls jeder populären Poesie, als profan, den Krieg erklärt. Endlich ist noch die Portugiesische Sprache sehr reich an Reimen, wie die Italienische. Dieser Reichthum erzeugt viele Reimschmiede; der Improvisator verdrängt den Balladensänger; ein elender Tausch, durch welchen man viel, sehr viel verliert, ohne etwas zu gewinnen.

Die Spanier erkennen an, daß die älteste Form ihrer Poesie ihnen von Gallien und Portugal zukam. Die gegenwärtige Form in beiden Königreichen ist Italienischen Ursprungs. Der Venetianer Navagero war es, welcher diese Revolution in ihrer Literatur hervorbrachte. Während er in Spanien Gesandter war, überredete er Boscan, die Italienische Form der Nationalform vorzuziehen, und seit dieser Zeit wurde der Oktavreim das heroische Metrum, die Terzine das moralische oder satirische, und die Sonnette wurden in Spanien eben so häufig wie in Italien. Das Beispiel Boscan's wurde in Portugal von Francesco de Sa de Miranda nachgeahmt, der im Jahr 1495 geboren war. Man erzählt einige interessante Anekdoten von diesem Dichter. Eine Stelle in seinen Eklogen hatte eine Dame von sehr hohem Range und großem Einfluß beleidigt. Er weigerte sich, eine Erläuterung zu geben, die sie gerechtfertigt hätte, obgleich ihre Ungnade ihm jede Gunst am Hofe verschließen mußte. Er behag sich ruhig auf sein väterliches Gut und machte der Donna Briolanja de Naveado, die er nie gesehen hatte, und die weder schön noch jung war, Heiraths-Anträge. Die Brüder der Dame, welche die Unterhandlung betrieben, wollten nichts abschließen, bis er sie gesehen hätte. Sa de Miranda hielt eine originelle Anrede an Donna Briolanja; er überreichte ihr nämlich seinen Stock mit den Worten: „Beschaffen Sie mich mit diesem Stock, Madame, dafür, daß ich so spät komme.“ Er hatte indeß eine sehr gute Wahl getroffen. Sie war gleich trefflich als Gattin, als Mutter und als Gebieterin. Das Andenken ihrer Tugenden wurde mehr als fünfzig Jahre nach ihrem Tode noch geehrt, und Sa de Miranda konnte sich nie über ihren Verlust zufrieden geben. Er überlebte sie drei Jahre in einem Zustand von Melancholie, der an Wahnsinn gränzte; denn von ihrem Todestage an kümmt er seinen Bart nicht mehr, ließ die Nägel wachsen, beantwortete keinen Brief, ging nicht aus dem Hause, außer in die Kirche, und machte keine Verse weiter, als ein Sonnett auf ihren Tod.

Sa de Miranda kann gewissermaßen als der Reformator der Portugiesischen Sprache angesehen werden. Er trug viel dazu bei, sie zu latinisiren, indem er den regelmäßigen Superlativ und andere Neuerungen einführte, welche beweisen, daß sie vor ihm noch keine feste Gestalt hatte. Was den intellektuellen Theil seiner Gedichte betrifft, so athmeten sie eine so reine Moral, daß man sie auf der Kanzel citirte. Er hat nur den Fehler, etwas kalt zu seyn. Er gefällt, ohne zu verführen; er unterhält den Leser, aber er rührt ihn nicht. Obgleich ohne Affectation, sieht man seinen Versen doch die Arbeit und die Zeile zu sehr an. Er sagt selbst in einem seiner Sonnette, welches er an einen gleichzeitigen Dichter richtet, daß er nicht aufhöre, seine Verse zu belecken, wie eine Bärin ihre Jungen:

Os meus se nunca acabo de os lambar
Como Ursa aos filhos mal proporcionados.“

Das Manuscript seiner Gedichte war überall mit Varianten durchschossen, wovon mehrere, bei denen ein Fragezeichen stand, ungewiß ließen, was er vorzog. Als seine Enkelin den Don Fernando Coras Sotomayor, einen Galizischen Hidalgo, heirathete, wurden diese eigenhändigen Manuscripte des Verfassers zu einem hohen Preise abgeschätzt und von Sotomayor als ein Theil der Mitgift seiner Frau angenommen; ein ehrenvoller Beweis von seiner Liebe zur Literatur und von der Achtung, in welcher damals der Dichter stand.

Der Nachfolger des Sa de Miranda war Antonio Ferreira, der ihn im Sonnett, in der Elegie und in der Horazischen Epistel nachahmte und auch Epigramme, Oden und Hochzeits-Gedichte verfertigte. Er strebte indeß nach Höherem. Trissinos „Sophonische“ war die erste regelmäßige Tragödie neuerer Zeiten. Die „Ines de Castro“ von Ferreira war die zweite. Ferreira war auch, wie man sagt, der erste, der den Verso sciolto des Trissino nachahmte. Einige seiner Ehre sind in Sapphischen Versen. Er übertrug seinen Meister. Sein Stil ist sanfter, blühender, fließender und viel anmuthvoller.

Horaz war sein Lieblingsdichter; dies zeigt schon die Tendenz seines Charakters an; es war aber besonders der sentenziöse Horaz, der ihm gefiel. Er nützte gern durch direkte Lehren und zeigt unter allen Dichtern seines Landes am wenigsten schimmernden Witz. *)

Wenn diese Dichter, die man als die Väter der Portugiesischen Literatur betrachten kann, auch dem Dante und Chaucer nicht an die Seite gesetzt werden können, so vergesse man nicht, daß Dante noch jetzt in Italien seines Gleichen nicht hat, und daß, außer Shakespeare und Milton, England keinen Dichter hervorbrachte, der über Chaucer stände. Es war kein kleines Verdienst von Sa de Miranda und Ferreira, in ihrer Muttersprache zu schreiben, zu einer Zeit, wo das Lateinische die Sprache der Gelehrten und aller Literaten war. Pedro de Andrade Caminha war ein Freund von Sa de Miranda und Ferreira, aber seine Stücke tragen den Koss der alten Zeiten, bis auf einige Stellen, denen er, vermöge der Berührung mit seinen Freunden, einige Feile gab.

Diego Bernardes, der Zeitgenosse dieser Schriftsteller, hat ein höheres Talent. Don Francesco Manoel sagt von ihm, er sey ein Dichter des gelobten Landes, lauter Milch und Honig. Francesco Manoel sagt dies zwar satirisch, allein es ist buchstäblich wahr, daß Bernardes einen sehr sanften und fließenden Stil hat. Bernardes begleitete den Dom Sebastian auf seiner unglücklichen Expedition nach Afrika. Vor seiner Abreise schrieb er ein Sonnett, worin er ihm den Sieg verbieth und behauptete, daß, wenn ein solcher König mit dem Panter des Kreuzes ausjüge, die Unterwerfung Afrika's nicht fehlen könnte. Ein Blatt weiter liest man, gleich nach dieser unglücklichen Prophezeiung, die Elegieen, die der Dichter als Gefangener in der Barbarei schrieb, und wo er, die Thorheiten Dom Sebastian's eben so sehr als sein Unglück beklagend, die Frage aufwirft, wie derselbe von so vielem unschuldig vergossenen Blute Rechenenschaft geben wolle.

Zur Schande aller dieser Dichter muß man rügen, daß sie, während sie einander um die Wette empfahlen und jedem Reimschmidt ihres Ranges Lob spenden, niemals doch des Camoens gedenken. Selbst vornehm und reich, hatten sie nur Lobeserhebungen für diejenigen, die, wie sie, vornehm und reich waren. Camoens war ihnen an Naturgaben unendlich überlegen, allein zum Unglück war er arm, und im Bewußtseyn, wie tief sie unter ihm standen, gaben sie sich das Ansehen, den Gegenstand ihres Neides zu vernachlässigen oder zu verachten. Sie wollten sich nicht herablassen, indem sie das dürftige Genie erhoben, das Genie aber würdigte sie keiner Beachtung. Wir weisen übrigens dem Camoens hier nur beiläufig seinen Platz an; er verdient einen besonderen Artikel.

Die heroische Poesie war in jenem Jahrhundert mehr unter den Dichtern als unter ihren Lesern Mode. Die Portugiesischen Helden haben nicht zu klagen, wie die vor Agamemnon's Zeiten. Ihre Thaten, kaum vollbracht, wurden nicht allein in Sonneten und Oden, sondern eben so weitläufig besungen, wie der Zorn des Achilles. Die Portugiesischen Dichter feierten jedes glorreiche Ereigniß ihrer Geschichte; den Grafen Heinrich, den Stifter ihrer Monarchie, und ihren ersten König, Alphon's Henriquez; ihre Befreiung von dem Kastilianischen Joch durch die Politik Johann's I.; die ritterliche Tapferkeit des Nunalvarez Perreira und den Patriotismus des Volke; ihre Siege in Afrika und die Niederlage des Dom Sebastian; die Entdeckung von Indien und die Eroberung von Goa und Malacca; die beiden Belagerungen von Diu und die Abenteuer der ersten Kolonisten von Bahia, und damit es kein öffentliches Ereigniß gäbe, das nicht in einem Gedicht verewigt würde, wurde eine Epopöe auf die Heirat Katharina's von Portugal mit Karl II. von England und seine Bekehrung zum Katholizismus geschrieben. In unseren Zeiten erschien eine über den Wieder-Aufbau von Lissabon nach dem Erdbeben. Aus der Fabelzeit nahmen die Portugiesen den Ulysses für einen National-Helden und aus der alten Geschichte den Viriathus, dessen Andenken ihnen mit Recht theuer ist. Einige dieser Gedichte sind knechtische Nachahmungen des Tasso; andere, ohne Vorbild, sind unglücklicher Weise von Schriftstellern, die ihrer Aufgabe nicht gewachsen waren. Man findet in diesen weitläufigen Werken Stellen von großer Schönheit, noch öfter aber Beispiele einer seltsamen Absurdität.

Die achtsylbige Stanze ist das gewöhnliche Metrum aller dieser Gedichte. Einige Kritiker haben behauptet, dieses Versmaß eigne sich nicht zur erzählenden Gattung; sie bedachten nicht, daß Alles auf das Genie des Dichters ankommt. Hieronymus Cortereal schrieb in versi sciolti. Nie hat ein Schriftsteller die Epitheta so tauntologisch auf einander gehäuft, als dieser Dichter in seinem „Schiffbruch des Sepulveda“ und seiner „zweiten Belagerung von Diu.“ Francesco de Pina e de Mello bedient sich mitunter reimloser Verse, welche zugleich eine Nachahmung der Französischen Alexandriner seyn sollen. Dies geschieht besonders in seiner „Eroberung von Goa“ und in dem „Triumph der Religion“, den er sein epi-volemisches Gedicht nennt. (Fortsetzung folgt.)

Bibliographie.

- O Calendario nacional. (National-Kalender.) Porto. Pr. 120 Rs.
 Ensaio sobre o processo civil por meio de jurados e juizes de direito. Por um Jurisconsulto Portuguez. (Der Portugiesische Civil-Prozess.) Pr. 480 Rs.
 Portugues grammar. (Englisch-Portugiesische Grammatik.) Von Vieira. Pr. 940 Rs.

*) Der Nationalstolz der Portugiesen giebt nicht zu, daß Ferreira den Trissino nachgeahmt habe; vielmehr behaupten sie, daß das Trauerspiel des Trissino (Ines de Castro) gleichzeitig mit dem des letzteren (Cosonoba) erschienen sey. Sie nennen Ferreira den „Vater der Portugiesischen Dichtkunst, den Dichter der Vernunft und Jugend.“

Richard's Abenteuer und Charakter sind zu allgemein bekannt, als daß wir hoffen dürften, unseren Lesern viel Neues über ihn zu sagen, obgleich das Buch manche interessante Details über seinen Kreuzzug bis zur Ankunft in Palästina enthält; denn seine Thaten im gelobten Lande selbst berührt der Verfasser kaum mit wenigen Worten. Eine Anekdote indeß ist zu charakteristisch, um sie hier zu übergehen.

„Richard war in Italien gelandet (wo er, beiläufig gesagt, sich weigerte, die von Lastern und Sünden aller Art so sehr besetzte Hauptstadt der christlichen Welt zu besuchen), hatte die vorzüglichsten Städte Unter-Italiens besucht und ritt von Mileto der Meerestüste an der Straße von Messina zu, wo seine Flotte ihn aufnehmen sollte, als er erfuhr, ein Bauer besäße einen Falken. Richard, als könnte er die Jagd-Gesetze seines Landes auch hier geltend machen, trat in die Hütte, um sich des Falken zu bemächtigen und auf dem Wege die Zeit mit der Jagd zu vertreiben. Allein der Bauer widersetzte sich der Gewalt. Die Nachbarn nahmen sich seiner an; sie gingen dem Könige mit Stöcken und Steinen zu Leibe, und einer zog sogar sein Messer gegen ihn. Richard schlug nach diesem Keck mit dem flachen Schwerdt, sey es aus Menschlichkeit, oder weil er es verschmähte, die Schärfe zu gebrauchen, vielleicht auch, weil er sich heimlich bewußt war, der Veranlasser des Streites gewesen zu seyn. Das Schwerdt brach, und er mußte sich nun ebenfalls der Steine zu seiner Verteidigung bedienen. Doch selbst Löwenberg vermochte unbewaffnet nichts gegen einen Haufen kräftiger Bursche, die von allen Seiten auf ihn eindrangen, und er hätte hier vielleicht einen noch unrühmlicheren Tod gefunden, als den, welcher ihn nach allen seinen Heldenthaten erwartete, wäre nicht eine Abtei in der Nähe gewesen, in die er flüchtete.“

Wie sehr man beim Kreuzzuge die Nothwendigkeit einer strengen Polizei erkannte, deren Vernachlässigung über die früheren Kreuzzüge so viel Unheil gebracht hatte, und wie mangelhaft ihre Einrichtung dennoch war, geht aus folgender Verordnung hervor, welche Richard, in Gemeinschaft mit Philipp August von Frankreich, seinem bisherigen Gefährten auf dem Kreuzzuge, erließ.

„Keinem Kreuzfahrer oder Pilger, wie man sie nennt, der auf diesem Zuge sterben sollte, ist es vergönnt, etwas von seinem Eigenthume in seine Heimath zu senden; doch steht es ihm frei, über die Hälfte seiner Habe, als: Waffen, Pferde, Gepäcke etc., auf andere Weise zu verfügen; die andere Hälfte aber soll gewissen Personen übergeben werden, die man zu diesem Zwecke ernennen wird, um den Betrag zu Führung des heiligen Krieges zu verwenden. Jedes Spiel um Geld ist verboten, mit der Ausnahme, daß die beiden Könige spielen dürfen und auch ihrer Dienerschaft gestatten können, in ihrer Gegenwart ein Gleiches zu thun; doch darf der Verlust in 24 Stunden nicht 20 Schilling übersteigen. Ritter und Kaplane dürfen bis zu demselben Betrage spielen, doch sollen sie das Vierfache als Strafe erlegen, so oft sie mehr als die oben bestimmte Summe verlieren. Die Diener der Erzbischöfe, Bischöfe, Grafen, Barone dürfen ebenfalls auf ihrer Herren Befehl spielen; findet es sich aber, daß irgend ein Diener ohne solche Erlaubniß spielt, so soll er drei Tage nach einander nackt rund um das Lager gepeitscht werden. Sind es Seccleute, die sich dies Vergehen zu Schulden kommen lassen, so sollen sie drei Morgen nach einander untergetaucht werden. Jeder Andere von niederem Stande, der weder Kaplan noch Ritter ist, soll, gleich den Dienern, gepeitscht werden. Alle diese Sträflinge jedoch können sich durch eine Geldsumme loskaufen, welche von dem Gutdünken der oben erwähnten Personen abhängen soll, denen die Hälfte des Nachlasses der Verstorbenen anvertraut worden, und solche Strafgeelder sollen ebenfalls zur Bestreitung der Kriegskosten verwendet werden. Ein Pilger, der von einem anderen während der Expedition borgt, ist zum Zahlen verpflichtet. Ist aber die Schuld vor dem Beginn der Unternehmung gemacht worden, so braucht er nicht eher zu zahlen, als nach der Rückkehr in die Heimath. Niemand soll den Diener oder Miethsoldaten eines Anderen bei sich behalten, wenn ein solcher seinen Herrn ohne Erlaubniß verlassen hat; die Uebertretung wird mit einer noch zu bestimmenden Geldstrafe geahndet. Innerhalb des Lagers soll kein Kleinhandel mit Brod oder Wehl stattfinden, es wäre denn von Fremden in's Lager gebracht. Auch soll nichts Anderes im Lager oder innerhalb einer Meile in dessen Bereich aufgeführt werden, um es wieder zu verkaufen, mit Ausnahme von Vieh, um es im Lager zu schlachten. Das zum Verkauf gebotene Brod soll die Größe eines Penny-Laibs haben, wo denn der Englische Penny zu 4 Französischen Pence (vermuthlich Deniers) gerechnet werden soll. Andere Krämer, was sie auch für Waaren führen, sollen nicht mehr als zehn pro Cent Gewinn nehmen. Des Königs Münze darf nicht zurückgewiesen werden, wenn sie innerhalb des Landes ganz ist.“

Auch an Meerwundern fehlte es in jener Zeit nicht.

„Ein merkwürdiger Umstand soll sich in den ersten Jahren der Regierung dieses Königes (Johann) zugetragen haben. Einige Fischer von Dorford fingen in ihren Netzen ein Geschöpf, welches die Chronikenschreiber einen Fisch nennen, aber folgendermaßen beschreiben: „„Es glich an Gestalt einem wilden Manne. Es war nackt, und alle seine Glieder zeigten die richtigen Verhältnisse des menschlichen Körpers. Es hatte Haare an denjenigen Theilen seines Leibes, wo sie gewöhnlich gefunden werden, und nur der obere Theil seines Schädels war kahl. Sein Bart war lang und struppig und seine Brust ebenfalls behaart.““ Die Fischer brachten ihn dem Sir

Bartholomäus Glanville, der damals Schloß Deford bewohnte. Als man dem Fisch-Menschen Speise vorsetzte, verschlang er sie mit Begierde. Er aß Fische, sie mochten roh oder gekocht seyn, nur drückte er die rohen so lange in seinen Händen zusammen, bis alle Feuchtigkeit herausgepreßt war. Mit Sonnenuntergang suchte er sein Lager auf und verließ es mit Sonnenaufgang. Er konnte oder wollte kein artikulirtes Wort hervorbringen, obgleich sie, um ihn zum Reden zu zwingen, ihn an den Weinen aufhingen und grausam marterten. Späterhin mußten sie ihn wohl menschlicher behandelt haben und er von sehr verfühlicher Natur gewesen seyn, denn es scheint, daß er sich gern dazwischen ergab, am Lande zu leben. Eines Tages nahmen sie ihn mit an den Hafen, und nachdem sie einen Theil desselben mit starken Netzen umstellt hatten, um, nach ihrer Meinung, sein Entweichen zu verhindern, ließen sie ihn zu seiner Ergöglichkeit in's Wasser springen. Er tauchte sogleich unter die Netze, kam außerhalb derselben zum Vorschein und trieb sein Spiel damit, gleichsam als wollte er seine Wärter höhnen, dann lehrte er freiwillig zu ihnen zurück und blieb noch zwei Monate bei ihnen. Endlich mußte er wohl des Lebens am Lande überdrüssig seyn, denn er nahm die Gelegenheit wahr, sich davon zu stellen und in die See zurück zu kehren.“

In unseren Zeiten wäre der gute Mann nicht so wohlfeilen Kaufes davongekommen. Man hätte ihn in ganz Europa herumgeführt und für Geld gezeigt.

So weit wäre Alles recht gut. Der Verf. schreibt ein Märchen nach, und wir finden es unterhaltend. Wenn er aber dann weiter fortfährt:

„So sonderbar diese Geschichte scheint, und so unglaublich die meisten Leser sie finden werden, so haben wir sie doch hier aufgenommen, weil unwiderlegliche Beweise vorhanden sind, daß ein ähnliches Ereigniß sich in der letzten Hälfte des 17ten Jahrhunderts an der Spanischen Küste zutrug, mit dem merkwürdigen Unterschiede, daß der Wassermann wiedererkannt wurde, als einer, den man beim Baden ertrunken glaubte. Man brachte ihn zurück in seiner Mutter Haus, wo er neun Jahr blieb, dann aber zog er wieder ins Wasser.“

Und in einer Note hinzusetzt:

„Die Geschichte findet sich in Feyjo's Theatro critico. Tom. VIII. disc. 8., wo sie mit so umständlichen Beweisen erzählt ist, daß, wer sie dennoch nicht glaubt, für seinen Glauben keinen anderen Prüfstein haben kann, als seinen eigenen Willen.“

So wissen wir in der That nicht, was wir dazu sagen sollen. Wenn auch dem Dichter etwas mehr Empfindlichkeit für das Wunderbare gestattet ist, so soll doch der Historiker die Würde der Geschichte nicht so aus den Augen setzen.

Auch die Fische scheinen sich ehemals blutige Schlachten geliefert zu haben, obgleich die Anführer ihrer Truppen schwerlich durch feurige Reden zum Kampf begeistern konnten.

„Das nächste Ereigniß zur See, welches unsere Chronikensreiber erwähnen, ist eine große Schlacht zwischen den Serefschen an der Küste von England, so daß eifß Wallfische ans Land geworfen wurden, außer anderen großen und ungeheuren Fischen, welche durch empfangene Stöße oder Stiebe getödtet zu seyn schienen. Einer dieser mächtigen Fische, der lebendig in die Themse gelangte, wurde von den Fischern verfolgt und konnte kaum (so groß war er) zwischen den Pfeilern der Londonbrücke hindurchschwimmen. Zuletzt erlegten sie ihn mit Wurfspeisen und anderen solchen Waffen vor des Königs Wohnhaus zu Mortlake.“

Eine Lusterscheinung, wie die der sogenannten Kata Morgana, mußte wohl in damaligen Zeiten (1254) nicht weniger Aengstlichkeit als Bewunderung erregen.

„Am Vorabend des Beschneidungsfestes unseres Heilandes, um Mitternacht, bei völlig klarer Luft und hellem Sternenlicht, acht Tage im Neumond, erblickte man die vollkommen ähnliche Gestalt eines mächtig großen Schiffes im Luftraum. Es wurde zuerst von einigen Mönchen aus St. Albans bemerkt, welche, da sie zu St. Amphibalon übernachteten, aufgestanden waren, um nach den Sternen zu sehen, ob es Zeit wäre, in die Frühmesse zu gehen. Als sie die seltsame Erscheinung wahrnahmen, riefen sie einige Bekannte, welche in der Nähe wohnten, um sie ihnen zu zeigen. Endlich schien es, als ob die Bohlen und Jagen des Schiffes auseinandergingen, bis es ganz in Luft zerfiel.“

Das erste offizielle Bulletin über eine gewonnene Seeschlacht, dürfte unseren Lesern wohl kein uninteressantes Dokument scheinen. Es ist vom J. 1340 und nach dem großen Seesieg bei Sluys von Eduard III. an die Bischöfe und die Geistlichkeit von England gerichtet. Nach dem gewöhnlichen Grusse heißt es:

„Wir haben es für gut gefunden, Euch zur treuen und freudigen Nachricht die große Gnade, welche Gott in seiner Güte uns neulich erwiesen hat, mitzutheilen. Es ist Euch und anderen unserer getreuen Unterthanen nicht unbekannt, mit welchen ungestümen Kriegesstürmen wir auf dem Ocean zu kämpfen hatten. Doch wenn die tobenden Wellen mächtig sind, so ist der Herr über uns doch noch mächtiger, welcher den Sturm in Windstille verwandelte und uns in so großer Gefahr gnädiglich erhielt. Als wir nämlich jüngst dringender Ursachen wegen nach Flandern überschwimmen wollten, so stellte uns der Herr Philipp von Valois, unser bitterer Feind, eine mächtige Flotte entgegen, in der Absicht, unsere Person gefangen zu nehmen, oder wenigstens unsere Reise zu hintertreiben, welches, wenn es ihm gelungen wäre, alle unsere großen Entwürfe vereitelt und uns selbst in große Verlegenheit gebracht hätte. Doch der barmherzige Gott, der uns von so großer Gefahr bedrängt sah, hat uns gnädiglich und gegen alle menschliche Erwartung hinlänglichen Beistand an tapferen Kriegern und günstigen Wind zugesendet, mit dessen Hilfe wir aus unserem Hafen in die See stachen, wo wir also gleich unseren Feind wahrnahmen, der, in guter Ordnung aufgestellt, bereit

war, uns mit großen Streitkräften zu empfangen, gegen die uns aber dennoch unser Herr und Heiland in einem scharfen und heftigen Kampfe den Sieg verlieh, in welcher besagten Schlacht eine große Anzahl unserer Feinde aufgerieben und beinahe ihre ganze Flotte genommen wurde, jedoch nicht ohne einigen Verlust an unserer Seite, der aber in Vergleich zu dem übrigen für nichts zu rechnen ist. Aus welchem Grunde wir nicht zweifeln, daß die Ueberfahrt inständige für unsere Unterthanen ruhiger und gefahrloser seyn wird, und noch manche andere Vortheile werden die Folgen dieses Sieges seyn, wie wir mit Grund hoffen. Deshalb wir in andächtiger Erwägung der uns so barmherzig verliehenen himmlischen Gnade Christo, unserem Herrn und Heiland, demüthigen Dank und Preis sagen und ihn bitten, wie er stets bereit war und noch ist, uns in Zeiten der Noth zu Hilfe zu kommen, so möge er uns auch fürder seine hülfreiche Hand reichen und uns hienieden so führen, daß wir einst in Ewigkeit mit ihm der himmlischen Freuden genießen mögen. Und gleichermaßen fordern wir auch Euren liebevollen Beistand, daß auch Ihr, Gott allein preisend, der das Werk so günstig für uns begann, bei Euren öffentlichen Gottesdienste sowohl als besonderen Andachtsübungen uns dem Herrn brünstig anempfehlen möget, die wir hier in fremden Ländern zu kämpfen haben und nicht allein suchen, unser Recht an Frankreich wieder zu erlangen, sondern das Wohl der ganzen katholischen Kirche zu fördern und unser Volk mit Gerechtigkeit zu regieren. Auch möget Ihr Eure Kleriker und das Volk auffordern, das Nämliche zu thun, daß sie alle zusammen den Namen unseres Heilandes für uns anrufen, daß er uns, seinem demüthigen Knecht, seine Gnade schenke und uns ein so folgsames Herz verleihe, damit wir hier auf Erden mit Gerechtigkeit herrschen und richten mögen, und nach seinen Befehlen handeln, auf daß wir das erlangen, was er uns durch unseren Herrn und Heiland verheißt.“

Obgleich es damals noch keine Zeitungen gab, scheint es doch an falschen Neuigkeiten gar nicht gefehlt zu haben, so daß Eduard III. sich veranlaßt fand, strenge Verordnungen gegen die Verbreiter derselben zu erlassen.

„Philipp (v. Valois) bemühte sich nicht allein, die Schotten zu einem Einfall in England anzureizen, sondern er suchte auch in England selbst Unruhen zu erregen. Es wurde daher Befehl gegeben, die Verordnung Eduard's I. wieder in Kraft zu setzen, „gegen diejenigen, welche so lähn seyn sollten, falsche Nachrichten oder Neuigkeiten zu erzählen oder zu verbreiten, wodurch Zwietracht oder Verunglimpfung entstehen könne zwischen dem Könige und seinem Volke oder den Großen des Reichs.“ Wer sich so verginge, sollte ergriffen und ins Gefängniß gesetzt werden, bis er den ersten Verbreiter der Neuigkeit beibrächte. Die Strafe, die den ersten Erfinder treffen sollte, ist nicht genannt; doch giebt es ein Gesetz Alfred's, vermöge dessen man demjenigen, der falsche Nachrichten verbreitet, die Zunge ausschneiden sollte.“

Wie viele Operationen dieser Art würden in unseren Zeiten nicht täglich vorgenommen werden. Besonders würde es an den Börsen viele Zungen auszuschneiden geben.

Die erste Navigations-Acte ist vom Jahr 1381. Obgleich der Handel in großem Flor war, so gerieth doch das Schiffswesen immer mehr in Verfall, und zwar dadurch, daß man sich fremder Schiffe zur Ein- und Ausfuhr der Waaren bediente. Es wurde daher eine Verordnung erlassen:

„Daß keiner von des Königs getreuen Unterthanen Wsfort irgend eine Waaren-Ladung anders als auf Englischen Schiffen ins Land bringen oder aus dem Lande führen sollte, bei Strafe der Wegnahme der ganzen Ladung, wovon diejenige Person, welche solche Uebertretungen auslandschaften und beweisen würde, ein Drittel haben sollte. Als Grund dieser ersten Navigations-Acte wird angegeben, „um das Englische Schiffswesen emporzubringen, welches sehr sehr in Verfall seyn soll.“ Im nächsten Jahre fand man es jedoch nöthig, die Verordnung zu modifiziren und zu erklären, daß sie nur an solchen Plätzen wirksam seyn sollte, wo gute Schiffe, die königlichen Unterthanen gehören, in hinlänglicher Anzahl zu finden wären; wo es aber daran fehlte, sollte es den Kaufleuten frei stehen, fremde Schiffe zu mietzen und zu befrachten.“

Als ein merkwürdiges Beispiel des Wechsels menschlicher Dinge können wir hier unmöglich den Umstand übergehen, daß gegen das Ende des 14ten Jahrhunderts die Portugiesen den Engländern mehrere Schiffe gegen ihre Feinde zu Hilfe sandten.

„Sobald die Portugiesen, nach einem der heldenmüthigsten Kämpfe in ihrer so ereignisreichen Geschichte, die eingebrungenen Kastilianer glücklich aus dem Lande getrieben hatten, sandten sie dem Könige von England sechs Galeeren, „um ihm gegen seine Widersacher beizustehen, welche“, sagt der Chronikensreiber, „von den Londonern und Andern sehr wohl empfangen und sehr hoch gehalten wurden (highly made), so daß die „Portingalen“ nicht Ursache hatten, ihre Uebertunft zu bereuen.“

Diese Auszüge werden hinreichen, um unseren Lesern ein Buch zu empfehlen, das so manches Interessante und Belebende enthält. Der Verf., der sich bereits in anderen Gebieten der Literatur hohen Ruhm erworben, hat seinen Stil von allem Schmuck entkleidet, womit er ihn ohne Zweifel so leicht hätte ausstatten können; doch scheint es uns nicht, daß er dadurch an historischer Würde gewonnen habe. Besonders hätten wir das Buch von dem pietistischen Ton frei gewünscht, der sich an so vielen Stellen hervorbrängt, und der in einem geschichtlichen Werke vielleicht weniger als in jedem anderen an seinem Plage ist. Wer sich von der Wahrheit unserer Behauptung überzeugen will, den verweisen wir, unter unzähligen anderen Stellen, auf S. 3, 18 und 124, die von der Frömmigkeit des Verfassers zeugen mögen, aber schwerlich zur Erbauung des Lesers dienen dürften.

Bibliographie.

- The puritans grave. (Des Puritaners Grab.) 3 Bde. Pr. 28½ Sh.
Ireland in the 19th century. (Irland im 19ten Jahrhundert.)
Von A. Atkinson. Pr. 14 Sh.
Customs bonding system. (Das Britische Zoll-Niederlags- [Pact-
bonds] System.) Nebst den Steuerfaß-Tabellen. Von Harper.
Pr. 6 Sh.
The parricide. (Der Watermörder.) Ein Drama in 3 Akten,
von W. King. Pr. 3 Sh.
The stolen child. (Das gestohlene Kind.) Von John Galt.
Pr. 6 Sh.

Italien.

Italiänische Auswanderer.

Die nördlichen Italiäner haben große Neigung zum Auswan-
dern, besonders die Bewohner der Umgebungen der Seen in Ober-
Italien und der am Fuße der Alpen gelegenen Thäler. Unter ihnen,
wie unter den Bewohnern der Apenninen, bemerkt man, daß jede
Drittschaft sich einen besonderen gewerblichen Zweig wählt, und daß
die benachbarten Drittschaften sich durchaus keinen Eingriff in densel-
ben erlauben, sondern sich ebenfalls wieder einem anderen Zweige
widmen. Seit vielen Menschenaltern besitzt ein bestimmter Ort ge-
wissermaßen das Privilegium, Barometerhändler in die Welt zu sen-
den, während ein anderer Gastwirthe und Kellner, ein dritter Stein-
meße, ein vierter Stubenmaler und Anstreicher, ein fünfter Maurer
und Baumeister liefert u. s. f. Die verständigsten und zahlreichsten
unter den wandernden Italiänern sind die Anwohner des großen und
herrlichen Comer Sees, der durch die Gewässer und geschmolzenen
Schneemassen der umliegenden Alpen gefüllt wird. Er ist fast von
allen Seiten von hohen und steilen Bergen umgeben, die einen ma-
lerischen Anblick gewähren, für die armen Bewohner aber fast gar
keinen Ertrag geben. In den weniger trockenen Theilen der oberen
Region dieser Berge findet man einige Weideplätze und Holz, in der
mittleren Region wachsen Kastanienwälder im Ueberfluß, in der un-
teren Region endlich gedeiht der Weinstock, der Maulbeerbaum, einige
Delbäume und Hülsenfrüchte. An einigen Orten wird Getreide ge-
baut, aber mit großer Mühe. Bären, Wölfe, Dachse, Murmeltiere
u. s. w. haufen in diesen Bergen, die, wie die Apenninen, häufigen
Stürmen ausgesetzt sind, welche manchmal an einem Tage die mit
unfäglicher jahrelanger Mühe für die Kultur angelegten künstlichen
Terrassen zerstören.

Dieses beständigen Kampfes mit der Natur ungeachtet nimmt
die Bevölkerung dieser Gegend jährlich zu, und die Anzahl der den
See umgebenden Städte und Dörfer ist bedeutend. Die Einwohner
beschäftigen sich vornehmlich mit Aufbereitung von Barometern, Ither-
mometern und anderen den Naturwissenschaften dienenden Instru-
menten. Diese einfachen Bergbewohner haben sich zu allen Zeiten
durch die Geschicklichkeit hervorgethan, alle physikalische Instrumente
gleich nach ihrer Erfindung nachzumachen; sie wandern mit denselben
nicht nur nach den verschiedenen Italiänischen Staaten, sondern
durch ganz Europa, und manche gehen damit sogar bis nach Amerika.

Wie die Gippsfiguren-Händler aus Lucca haben die Barometer-
Fabrikanten vom Comer See den Vortheil, die äußerst einfachen
Materialien zu ihrer Arbeit in den meisten großen Städten vorzufin-
den, die sie besuchen. Seit einigen Jahren haben sich manche von
ihnen in den civilisirtesten Staaten von Europa niedergelassen, aber
nur wenige in der Absicht, für immer im fremden Lande zu bleiben.
Wie alle Bergbewohner, haben sie eine unverfügbare Abhängigkeit
an ihr Geburtsland, und ihr ganzes Streben beschränkt sich darauf,
so viel zu erwerben, um einst in's Vaterland zurückkehren, ein Stück
Landes ankaufen und sich ein Haus bauen zu können. Da ihr Ge-
werbe einträglich ist, als das der Bewohner der Apenninen, die
mit Affen und weißen Mäusen umherziehen, so strömen auch bedeu-
tendere Kapitalien nach den Ufern des Comer See's. Dies wird
man bald an dem Aussehen der Häuser, Gärten und angebauten
Ländereien inne, welche von Wohlhabenheit zeugen. Der größte
Theil dieser Kapitalien wird auf den Anbau des Landes verwendet.
Die Gärten werden sorgfältig unterhalten, an den weißen Mauern
der Häuser rankt sich der Weinstock in die Höhe; den Eingang zu
den Wohnungen bilden laubensförmige grüne Spaliere. Wenn sie
sich im fremden Lande ein Vermögen erworben, so lassen sie den
Sohn oder einen Verwandten aus der Heimath kommen, dem sie das
Geschäft übergeben; die in weniger entfernten Gegenden Anfässigen
kommen alle zwei Jahre nach Hause, um den Winter bei den Ibrigen
zubringen.

Glaubwürdigen Berichten zufolge, trifft man im Frühjahr und
Sommer nur den zehnten Theil der männlichen Bevölkerung in den
Gegenden an, wo das Auswandern Sitte ist. Die kräftigen und
arbeitsamen Frauen besorgen in Abwesenheit der Männer deren Ar-
beit, sie bewirtschaften die kleine Meierei und pflegen mit ihren
Kindern die Ziegen und Schaafheerden. Die Comasten leben im
Auslande äußerst mäßig und sparsam. In Holborn in London war
vor einigen Jahren ein Wirthshaus, wo sich jeden Sonnabend Abends
alle Italiäner vom Comer See versammelten; ein anderes Wirths-
haus in Oxford-Street war der Versammlungs-Ort der Luccesischen
Gippsfiguren-Händler; der in diesen Gesellschaften herrschende Ton
ist sehr heiter, es wird viel geschwätzt, aber wenig getrunken, Erinne-
rungen aus der Heimath bilden fast ausschließlich den Gegenstand der
Unterhaltung. Wie die Lucceser mit ihren wohlfeilen Gippsfiguren

den Geschmack für die bildende Kunst verallgemeinert haben, so tra-
gen die Comasten ihrerseits dazu bei, nützliche physikalische Erfindun-
gen durch den Verkauf ihrer Instrumente zu verbreiten. Dafür ma-
chen sie aber auch ihre Heimath mit den Fabrikaten der fremden
Länder bekannt, in denen sie gelebt haben; denn der Comaste wird
nie in sein Dorf zurückkehren, es sey nun für immer oder bloß zu
einem Besuch, ohne dergleichen mitzubringen. So sind z. B. die
Englischen Rasirmesser und Scheeren, zum großen Vortheil für die
Fabriken von Sheffield und Birmingham, am Comer See sehr be-
liebt und werden in großen Quantitäten dorthin gebracht.

Eine andere Klasse wandernder Italiäner liefert das Thal von
Intelvi, das einsam zwischen den Bergen liegt, die den Comer von
dem Luganer See trennen, und etwa acht Stunden lang ist. Die
Bewohner desselben sind fast alle Maurer und Architekten. Sie
wandern nach der Lombardei, nach Venedig und bis nach Neapel
hinunter. Selten wird man in ganz Italien einen Bau finden, wo-
bei nicht einige dieser fleißigen und geschickten Arbeiter beschäftigt
wären. Manche gehen nach der Schweiz und sogar nach Deutsch-
land. So weit sie auch von der Heimath entfernt seyn mögen, so
verzichten sie doch selten darauf, den Winter im heimatlichen Thal
zubringen. Einige von ihnen beschränken sich nicht auf praktische
Ausübung, sondern erwerben sich schätzenswerthe Kenntnisse in den
Wissenschaften, namentlich in der Mathematik. Der Italiänische
Theil der großen Simplonstrafe ist, obgleich größere Schwierigkeiten
zu überwinden waren, bei weitem besser gebaut, als der Französische
Theil, und er ist fast ganz unter der Leitung Italiänischer Ingenieure
aus dem Intelvi-Thal und vom Comer See gebaut. Diese Leute,
die zu Hause „gente nata in aria fina“ genannt werden, sind in
ganz Ober-Italien durch ihren Verstand, ihre Beharrlichkeit und ihr
richtiges Urtheil bekannt. Auch findet man unter ihnen ausgezeich-
nete Advokaten.

Eine dritte Klasse wohnt am Lago maggiore; in der Gegend
um Locarno sind fast alle Einwohner Stubenmaler; näher an den
Alpen, bei Domo d'Ossola und fast am Fuße des Simplon, wohnen
lauter Häuser-Anstreicher, die in der Lombardei und in Piemont
unter dem Namen sbianchini bekannt sind. Sie wandern in Italien
und der Schweiz umher, verlassen regelmäßig im Frühjahr ihre Hei-
math und kehren mit dem Winter in dieselbe zurück.

Bibliographie.

La sterilità delle missioni intraprese dai protestanti. (Die Un-
fruchtbarkeit protestantischer Missionen zur Bekehrung der Hei-
den, nachgewiesen aus ihren eigenen Berichten.) Vorgelesen in
der Akademie des katholischen Glaubens zu Rom, von dem Aka-
demiker Nicola Wiseman, Mitglied der Royal Society von
London. Rom. [Der Verfasser, ein Engländer, hält sich be-
sonders an das Missionary Register und andere Englische
Berichte, um aus den Resultaten den Schluß zu ziehen, daß
nur der Katholizismus berufen sey, die an die Apostel aufge-
tragene Bekehrung der Völker mit Erfolg fortzusetzen. Ohne zu
sagen, welche Resultate in der letzten Zeit von katholischen
Missionen bekannt geworden sind, begnügt er sich, einerseits
auf die reichen Einkünfte der Englischen Missions-Gesellschaften,
die er jährlich auf 3,431,000 Römische Studi berechnet, so wie
auf die große Anzahl protestantischer Missionaire, die er etwas
willkürlich auf 4442 anschlägt, und andererseits auf die lange
samten Fortschritte hinzuweisen, welche das Christenthum bisher
in Ostindien, dem größten Wirkungskreise der Britischen Missio-
nen, gemacht habe.]

Mannigfaltiges.

— Engländer und Wilde. Nach manchen vergeblichen
Versuchen, mit den störrischen Indianern von Neu-Fundland ein
freundschaftliches Verhältnis anzuknüpfen, setzte die Regierung end-
lich eine Belohnung von 50 Pfd. Sterl. für denjenigen aus, der
einen derselben lebendig nach St. John bringen würde. Einem Fi-
scher gelang es, eine junge Wilde in seine Gewalt zu bekommen,
welche in ihrem Kanoë nach einer kleinen Insel nicht weit vom Lande
fuhr, um Vogel-Eier zu suchen. Er brachte sie nach der Hauptstadt
und empfing seine Belohnung. Man behandelte die Gefangene mit
der größten Freundschaft und Zuvoorkommenheit. Die vornehmsten
Kaufleute und Damen von St. John bemühten sich um die Wette,
ihre Gunst zu gewinnen, und Geschenke floßen ihr von allen Seiten
zu. Sie schien sich in weiblicher Gesellschaft ziemlich zu gefallen,
geberdete sich aber unbändig, wenn ein Mann sich näherte, mit
Ausnahme des Fischers, der sie gefangen hatte; gegen den sie stets
sanft und zutraulich war. Nachdem man das sonderbare Mädchen
lange genug in St. John behalten hatte, um es von der freunds-
chaftlichen und wohlwollenden Gesinnung der Europäer zu überzeu-
gen, sandte man es durch denselben Fischer nach dem Plage zurück,
wo er sie entführt hatte. Kaum wird man das Folgende glauben
können, und doch ist es nur allzuwahr. Der Bösewicht, der diese
arme Wilde bereits ihrer Verwandten, ihrer Freunde und der Frei-
heit beraubt hatte, beschloß, sie auf der Rückfahrt zu ermorden, um
sich der kleinen Geschenke zu bemächtigen, die sie in St. John erhal-
ten hatte. Der Mörder vollzog sein schändliches Vorhaben und
gelangte dadurch in den Besitz jener Gegenstände, die etwa 100 Pfd.
Sterl. werth waren. Mit diesen ging er nach England, um da den
Raub seines unglücklichen Opfers zu genießen.